Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Des Lebens Lehrling [Fortsetzung]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574783

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

süchtiges Ziel erreicht. Nur Du weißt jetzt, daß ich nie weiter davon entfernt war.

Und all dies Entsetzliche um eines Phantomes willen!

In jeder Tragik steckt eben ein Stück Lächerlichkeit; ich aber lasse mein Leben nicht zu einer Farce verzerren.

Deine Elfriede.

III.

Else Meinrad an ihre Vertraute.

Mizzi, Mizzi, Mizzi, höre und staune! Mein getreuer Toggenburger ist mir ungetreu geworden! Gestern war ich mit meinem edeln Gemahl im Theater. Wer sitzt im Parkett? Alfred! Neben ihm eine Frau. Zuerst dachte ich, es sei ein Verhältnis: er pflegte sich ja immer auf diese Art über meinen unersetzlichen Verlust zu trösten! „Sie" sah sehr gut aus, für meinen Geschmack zuviel Weichheit ... Damit wird sie einen schweren Stand haben bei meinem Herrn Bräutigam a. D.; dem ist nur wohl, wenn er recht kurz gehalten wird. In der Pause stellte er mir „Sie" vor — als seine Braut. Außerdem wurde er impertinent gegen mich. Ich weiß nicht genau, ob aus Liebe zu ihr oder — zu mir. Beides ist möglich. Ich hoffe das herauszufinden; denn ich will diesen Mann in meinem Hause haben. Er reizt mich nun mal. Ich glaube, er hat sehr viel Temperament, mein holder Guido gar keins. Ich aber ... Ach, Mizzi, es müßte sehr schön sein, diesen Alfred wieder von Liebe reden zu hören; er hat eine so heiße, verwirrende Stimme! Und ich bin meiner ja sicher, ich weiß, daß ich mich nur soweit verwirren lasse, wie es mir selbst Spaß macht. Er sah während der beiden ersten Akte immer zu mir herauf — kein gutes Zeichen für die Braut! Mir aber machte es sehr viel Vergnügen. Ich fühl's: wenn ich mir Mühe gebe, bringe ich ihn wieder dahin, wo ich ihn früher hatte. Und das will ich! Er war mein amüsantestes Erlebnis, und ich habe gar keine Lust, ihn zu verlieren. Es war so angenehm zu wissen: irgendwo in der Welt sitzt ein Mann, der sich nach dir verzehrt, der um dich leidet, nach dir bangt. Es fällt mir nicht ein, daß ich ihn an diese weiche, blonde Frau verliere ... Uebrigens ist sie eine sehr bekannte Künstlerin ... Ich gebe nie etwas her, was ich einmal besessen habe!

Im Liebeskampf ist stets der der Stärkere, der nichts einsetzt. Ich werde mich hüten, etwas von mir in die Wagschale zu werfen — ich wüßte auch nicht was — aber gerade deshalb werde ich siegen. Männer bilden sich ja immer ein, daß wir um so mehr zu verschenken haben, je karger wir uns gebärden. Man muß sich nur in Szene zu setzen wissen! Und das verstehe ich!

Alfred hat mich einmal sein Schicksal genannt. Ich will es sein, und wenn es auch irgendwo Scherben gibt. Bei mir wird dies jedenfalls nicht geschehen ... Und wenn das Glücksglashaus dieser Verlobung in Trümmern zusammenfällt, mich soll's nicht kümmern!

Du weißt, ich spiele gern; aber das aufregendste Spiel ist doch das Spiel um Menschenherzen. Das ist die prickelndste Sensation ... Und ich weiß ja im voraus, wer gewinnt; denn ich weiß, wer kaltes Blut bewahrt.

Es ist entzückend, das Schicksal eines Menschen zu sein.

Freue Dich mit mir; nun hab' ich doch ein bissel was zu tun, und noch dazu das Amüsanteste auf dieser sonst so langweiligen Welt!

Es umarmt Dich lachend

Deine Else.

Des Lebens Lehrling.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Die Kirchenglocken klingen hin über die Stadt, eine ruft der andern zu, daß Sonntag ist.

Dora sitzt im Garten an der Lord-Street. Die Kinder spielen um sie her. Sie haben weiße Kleidchen an und machen sich auf der Gartenbank aus Steinen, Grashalmen, Blättern und Blumen einen Laden zurecht, dessen Inhalt sie mit einer großen Wichtigkeit unter den wunderbarsten Namen und Anpreisungen verkaufen. Es ist erstaunlich, was der einfachste Kieselstein auf einmal darstellen muß und was für exotische Genüsse sein graues Aeußere birgt: „Ach, Sie hätten gerne ein Tigerkotelett!" sagt Kittie und reicht Vivian einen Kieselstein dar; „Und Sie hätten gern einen Diamantenschmuck," wendet sie sich an Teddy, „für Ihre schöne junge Braut," und geschäftig übergibt sie auch ihm einen grauen Kiesel.

Dora lauscht in das Spiel und lächelt: „Die reinsten Zauberer! Wie Teddy den Kieselstein behutsam umschließt! Nun denkt er wirklich, es ist ein Diamant!"

Dora hat Briefblätter vor sich auf dem Gartentische liegen, welche die Sonne mit hellen Flecken bemalt.

Da schmeichelt sich Kittie an sie: „An wen schreibst du?"

„An meine Eltern!" sagt Dora und schaut freundlich auf das kleine Mädchen.

„Hast du deine Eltern lieb? Ich meine, deine Mutter und deinen Vater?" fragt Kittie.

„Ja, sehr!"

„Hat er dich nie geschlagen? Mußtest du nie stundenlang im finstern Winkel stehen?"

„Nein, nie?"

Maßloses Erstaunen malt sich in den Zügen des Kindes: „Aber warum bist du denn fortgelaufen? Dann konntest du doch zu Hause bleiben! Mutter und ich sind deswegen fortgelaufen!"

Kittie schaut traurig; sie wird ganz blaß, wie sie fortfährt: „Weißt du, es ist schrecklich, wenn man einen Vater mit harten Händen hat; ich sage dir, ich bin sehr froh, daß wir von ihm fortgelaufen sind! Aber, ich frage dich noch einmal, Fräulein Dora, wenn dich dein Vater nicht puffte, warum bist du dann nicht bei ihm geblieben?"

„Ich wollte ihm helfen, Geld verdienen," sagt Dora, und ihre Stimme klingt schwer; „ich wollte lernen!"

„Weißt du denn noch immer nicht genug?" forscht

Kittie. „Du bist doch groß, und Mutter sagt, du bist sehr klug? Sage, bist du klug?"

„Nur ein wenig," sagt Dora, „aber noch längst nicht genug; ach, ich muß noch vieles dazu lernen!"

„Du hast ja keine Lehrerin. Ich bin sieben Jahre; ich weiß, wie man lernt: man geht in eine Schule und hat eine Lehrerin!"

Dora lächelte. „Das Leben ist die Lehrerin," sagt sie, „und das Leben ist auch die Schule, beides zusammen; ich sage dir, man lernt soviel, daß einem der Kopf oft brummt!"

„So," sagt Kittie und schaut altklug vor sich hin; „dann hört es also nie auf, und es geht immer weiter mit dem Lernen, solange man auch hinausdenken mag? Ja, ist es so?"

„Ja," spricht Dora, „immer weiter, solange man denken kann!"

„Was schreibst du deinen Eltern?" fragt Kittie und nimmt einen Bogen und hält ihn aufmerksam vor sich hin. „Ich kann es nicht lesen; du machst kuriose Buchstaben! Was bedeuten sie? Erzähle!"

„Mein Vater und meine Mutter haben das Meer noch nicht gesehen. Ich habe ihnen geschrieben, daß es wundervoll ist, so weit, wie der Himmel, der sich darüber spannt, ein Riesenspiegel, der seine Farben zurückwirft!"

„Ist das alles?" forscht Kittie und schmiegt sich dichter an Dora und hängt mit großen Augen an ihren Lippen.

„Ach nein, ich weiß noch mehr! Ich habe ihnen erzählt, daß wir im botanischen Garten waren und daß die Palmen dort herrlich sind, so hoch, daß sie mit ihren Kronen die gläsernen Decken berühren. In den Park am andern Ende der Stadt habe ich sie auch geführt und ihnen den Mohn gezeigt, der dort in üppigen Lilagruppen am Wege lauscht und rot und prunkend wie Feuer aus den Gebüschen brennt. Ich habe ihnen auch von den Schwänen erzählt, die wir auf den Teichen füttern, und daß ich abends an den Strand gehe und in die Sonne schaue."

Dora schweigt.

„Erzähle weiter!" bittet Kittie. „Ich höre es sehr gerne; es ist schön, was du sagst, wirklich! Was erzählst du deinen Eltern sonst noch?"

„Märchen," sagt Dora, und Tränen schießen ihr in die Augen, „immer wieder neue Märchen!"

„Kennst du denn so viele?" staunt Kittie.

„Ja," sagt Dora, „ich erfinde sie mir! Weißt du, meine Mutter ist oft traurig: die böse Frau, die Krankheit, und deren Schwester, die Sorge, besuchen sie fleißig; dann komme ich mit meinen Märchen zu ihr ins Zimmer, mit ganz lustigen, und lasse meine Mutter lachen; ich kann sie nicht mit traurigen Augen sehen, es macht mich unglücklich!"

„Meine Mutter hat auch oft traurige Augen," nickt das kleine Mädchen verstehend. „Erzähle mir ein paar von deinen Märchen; dann sage ich sie meiner Mutter,

Abend an der Mitterndorfer Brücke. Nach der Radierung von Charles Felber, Wädensweil-Dachau.

wenn sie nachts weint. Glaube mir, sie weint oft, obwohl sie am Tage lacht; wenn ich bei ihr schlafe, so höre ich es!"

Da nimmt Dora das Kind auf den Schoß, und Teddy und Vivian drängen sich an ihre Seite. Einen Augenblick schaut sie in die tiefblaue flimmernde Sommerluft; dann beginnt sie:

„Es war einmal ein kleines Mädchen, das hatte Haare, so hell wie die Sonne, und daher nannten es die Leute Sonnenscheinchen. Aber das kleine Mädchen schüttelte unwillig den Kopf, wenn es diesen Namen hörte, und sagte: ‚Ich mag ihn nicht, so schön er auch klingt; er paßt nicht recht!' Und wenn die Leute entgegneten: ‚Aber du hast doch Haare so hell wie Sonne, sie flimmern gleich Gold!' so sagte es: ‚Ach, dies ist noch nicht genug ... Ihr wißt doch: wenn die Sonne auf verschlossene Knospen scheint, so springen sie auf; ich aber kann lange meine Blumen betrachten, darum öffnen sie ihre Augen doch nicht. Und wenn die Sonne im Sommer die kleinen harten Früchte anlacht, so werden sie dick und rot vor Vergnügen; ich kann sie anlachen, soviel ich will, und sie werden nicht um ein Haarbreit runder davon. Ihr seht, daß ihr im Unrecht seid und daß der Name nicht zutrifft! Ach, wenn ich wirklich ein Sonnenscheinchen wäre, glaubt mir, dann würde meine Mutter vor Armut nicht zu weinen brauchen und bittern Hunger leiden müssen!'

Obwohl das kleine Mädchen nun so sprach, so beharrten die Leute doch dabei, es sei ein Sonnenscheinchen, man sehe es sofort an seinen Haaren und den glitzerblanken Augen, und sie blieben bei der Benennung.

Sonnenscheinchen hatte aber leider Gottes recht in dem, was es von seiner Mutter und deren Armut erzählte. Ach, die gute Frau hatte wohl ein Schüsselchen im Schranke stehen; aber da war nichts, womit sie es füllen konnte!

Sonnenscheinchen hatte aber seine Mutter unbeschreiblich lieb, und wie es sah, daß ihrer Tränen Fluß unaufhörlich perlte und feine Rinnen in das Antlitz grub, da dachte es in einer lieblichen Entschlossenheit: ‚Meine Mutter soll nicht länger weinen, und wenn ich auch mit meinen goldenen Haaren keine Blumen wachsen und keine Früchte reifen lassen kann, so vermag ich mit meinen hellen Augen doch vielleicht in der Welt etwas zu finden, was so schön ist, daß meiner Mutter Tränen augenblicklich versiegen, und was ihr Angesicht wieder lachen macht. Ach, meiner Mutter Lachen war so süß wie das Läuten der Blumen im Frühling; ich möchte es wieder hören und nie mehr vermissen!'

Da machte sich Sonnenscheinchen auf und ging in die Welt. Zuerst kam es in eine große Stadt; aber was es auf dem grauen feuchten Straßenpflaster fand, war nichts, womit es seine Mutter glücklich machen konnte. Ach, da lagen nur vom Winde zerwühlte Papierfetzen und leere Streichholzdöschen! Wirklich, damit konnte Sonnenscheinchen gar nichts anfangen! In den kohlenstaubigen Anlagen der Stadt blühten wohl Blumen; aber dicht daneben waren Schilder angebracht, daß bei Strafe keine gepflückt werden dürfte, und da Sonnenscheinchen natürlich kein Verlangen nach Bestrafung trug und auch nichts Verbotenes tun wollte, so blieben seine Hände leer.

Da kam das kleine Mädchen von ungefähr aus der großen geräuschvollen Stadt auf das weite Feld, und eines Abends, als die Sonne rötlich unterging, sah es da eine schwere Aehre stehen, deren gesenktes Haupt gleißte im Sonnenstrahl wie klares Gold.

Nach dieser Aehre hob Sonnenscheinchen die Hände. Es stand aber ein Dornenstrauch neben ihr, der behütete sie und sprach: ‚Wer diese Aehre pflückt, muß das Schönste, was er hat, zum Opfer bringen! Gib mir deine Haare!'

Da neigte Sonnenscheinchen in Demut das Haupt, und der Dornenstrauch griff mit seinen scharfen Dornen nach dem goldenen Gespinst und wickelte es um seine nackten Zweige.

Wie Sonnenscheinchen nun aussah gleich einem geschorenen Schäflein, beugte es sich frohlockend über die Aehre und pflückte sie.

Trillernd wie ein Vögelchen zog es heim und legte seiner Mutter die Aehre auf das Lager. ‚Ich glaube, sie ist echt,' sagte es, ‚und die Körner darin sind von Gold!' ‚Aber wo hast du deine goldhellen Haare?' fragte die Mutter erschrocken. ‚Ach,' lachte das Kind glückselig, ‚dafür habe ich die Aehre eingekauft; weißt du, der Dornenstrauch wollte es so!'

Zitternd glitten die Finger der Mutter über das Köpfchen des Kindes und glitten dann hin über die Aehre.

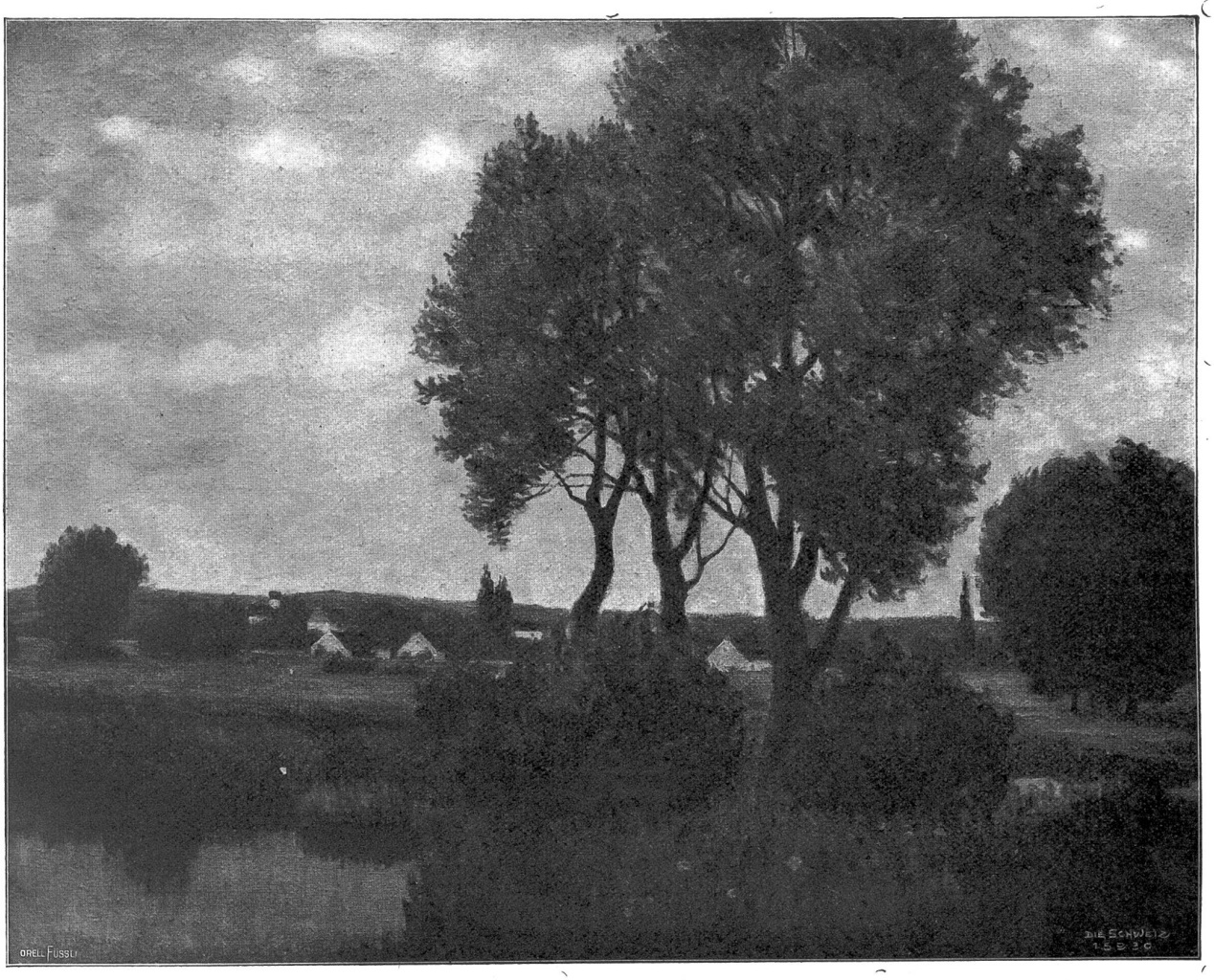
Und weil sie das kleine Mädchen mit den Händen der Liebe umklammert hatte, so schienen auch der Mutter die Körner darin wirklich aus klarem Golde zu sein. Schwer rieselten sie auf die ärmliche Decke und machten die Hütte ganz hell mit ihrem Glanze.

Ach, wie jubelten da die Mutter und das Kind!

Doch die Mutter war eine vom Leben hartgeprüfte Frau und so arm, daß sie an kein Wunder mehr glauben konnte; darum kamen ihr nach einer Weile in all ihrer Fröhlichkeit Bedenken, und sie sagte zu Sonnenscheinchen: ‚Geh' und frage die reichen Leute im Dorfe, ob dies auch wirklich echte Goldkörner sind! Vor allen Dingen frage die alte Frau mit dem Wackelkopfe; sie verkauft Hühner und Eier und hat die meiste Erfahrung!'

Da sammelte Sonnenscheinchen eilig die Körner und trug einige davon in das kleine Dorf, durch das der hübsche Bach glitzert. Ein Korn zum Müller, eins zum Bäcker, eins zum Metzger und eins zu der alten Frau, die beständig mit dem Kopfe wackelte und die meiste Erfahrung besaß. Ihr Kopf wackelte wirklich sehr stark, immer nach vorn, obwohl die alte Frau ein dickes Wolltuch mit zwei emporstehenden Zipfeln darum gebunden hatte und ihn meistens mit beiden Händen festhielt; sie war eben schon ururalt.

In dem Augenblick, als Sonnenscheinchen mit dem Goldkorn zu ihr trat, stand sie gerade vor ihrer grünen zweiteiligen Hüttentür, deren obere Hälfte geöffnet war, und kurierte ein Huhn. Das Huhn warf den Kopf hin und her und gab piepsende Töne von sich, was ähnlich klang wie: Quitsch-quitsch! Es hatte den Hühnerpips, und die Luft ging ihm aus. Doch die alte Frau verstand sich gut auf derlei Krankheiten. Sie nahm ein scharfes Küchenmesser, schlitzte dem Huhn mit geschicktem Schnitt das Zungenhäutchen ab, umwickelte damit ein Stückchen süße Butter, legte ihm die merkwürdige Pille



Trüber Tag (Motiv bei Etzenhausen). Nach dem Oelgemälde von Charles Felber, Wädenswell-Dachau.

in den Schnabel und sagte mit einer uralten Stimme, die wie eine beschädigte Flöte tönte: ‚Nun schluck!‘

Das Huhn befolgte gehorsam, wenn auch unter heftigem Herumwerfen des Kopfes den Befehl der alten Frau. Als nun die Pille glücklich hinuntergeschluckt war, setzte die alte Frau das arme Tier bedächtig auf die Hüttenschwelle nieder, auf der sich gerade ein schöner schlanker Sonnenstrahl ausruhte, und wandte sich an das Kind, das aufmerksam den Vorgang beobachtet hatte. ‚Was willst du?‘ fragte die alte Frau.

‚Ich habe hier ein Goldkorn!‘ stotterte Sonnenscheinchen. ‚Ihr habt bekanntlich die meiste Erfahrung; ich möchte wissen, ob es echt ist.‘

‚Wie bist du dazu gekommen?‘ fragte die alte Frau.

Da erzählte Sonnenscheinchen unter heftiger Befangenheit den Hergang; denn vor der alten Frau mit der meisten Erfahrung und der uralten Stimme hatte es begreiflicherweise großen Respekt.

Kaum hatte es seine Worte beendigt, so kamen der Müller, der Bäcker und der Metzger auf die Hütte zugeschritten, die unten am Dorfende liegt, wo der geschwätzige Bach die kleine Biegung macht und wo die alte Frau wohnt.

Sie hielten alle sorgsam ihr Goldkorn in der Hand und sahen abwechselnd auf das Korn, auf Sonnenscheinchen und auf die alte Frau.

‚Wir können nicht glauben, daß es echt ist,‘ sagten sie und stürzten mit diesen Worten das arme Sonnenscheinchen in großen Schrecken; ‚nie haben wir dergleichen gehört; sicherlich wird es nachgemacht sein!‘

‚Wir werden gleich sehen,‘ sagte die alte Frau und wog das Goldkorn in den schrumpfligen Händen, die fortwährend leise zitterten, langsam hin und her. ‚Wenn es nicht schwarz wird und am Gewicht verliert, so ist es echt!‘

Nun wogen auch die reichen Männer aus dem Dorfe ihr Goldkorn auf und ab; aber die alte Frau wog — wie man begreifen kann — am bedächtigsten.

Da sie jedoch fürs erste nichts sagte und nur eine außerordentlich wichtige Miene machte, die ebensogut ja wie nein bedeuten konnte, so schauten der Müller, der Bäcker und der Metzger sehr unschlüssig drein, schüttelten bedenklich die Köpfe, sahen kaum noch auf ihre Hände, sondern immer auf die alte Frau, ob sie nicht endlich reden würde.

Es entstand eine sehr schwere peinliche Pause, in der Sonnenscheinchen förmlich den Atem anhielt vor lauter Spannung und ganz rot wurde bis über die

Kopfhaut, was man wegen der geschorenen Haare sehr gut sehen konnte.

Endlich sagte die alte Frau: ‚Ja, es ist echtes Gold!‘

Und nun war es tatsächlich wahr, und auch für den Müller, den Bäcker und den Metzger bestanden keine Zweifel mehr, und sie sagten desgleichen: ‚Ja, es ist echtes Gold!‘ Dies sagten sie so leichthin und selbstverständlich, als seien sie von Anfang an von der Echtheit überzeugt gewesen, was doch durchaus nicht der Fall war.

Nun gab der Müller Sonnenscheinchen Mehl, einen ganzen Sack, und der Bäcker Brot, der Metzger eine Speckseite und die alte Frau zwei Hühner, einen Hahn und drei Eier; soviel gebe es für ein Goldkorn, sagte sie, und die Eier solle das Kind nur sofort in die Pfanne schlagen; dann hätten sie alsogleich einen guten Bissen. Wegen des folgenden Tages brauche Sonnenscheinchen sich keinerlei Sorgen zu machen; dann legten die Hühner frische Eier; dies seien nämlich von den seltenen Hühnern, die jeden Tag frische Eier legten, selbst im Winter, und dann habe man auch noch die Federn; den Pips hätten sie schon gehabt, in dieser Richtung sei nichts zu befürchten.

Es seien in der Tat unübertrefflich prächtige Hühner, sagte die alte Frau; man solle sie nur unter den Leib greifen; ganz wellig seien sie da vor Fett. Ach, man solle sie nur ansehen: weit im Lande könne man suchen, bis man ihresgleichen finde!

Auch der Hahn stände seinen Mann. Er sei ein Staatskerl und habe echte Federn; er könne sie sogar im Regen tragen, ohne daß ihre bunte Farbe im geringsten abtropfe; die Federn seien in Wahrheit so echt wie die goldenen Körner, die Sonnenscheinchen gebracht.

Ja, so sagte die alte Frau.

Ach, wie war das Kind da über die Maßen glücklich, daß es die Goldkörner gefunden und so ausgezeichnetes Federvieh und andere Sachen dafür erhandelt hatte!

Hei, wie klang da die Hütte wieder von seinem Lachen! Im Herde knatterte das Feuer, im Topfe brodelte die Suppe, und in der Pfanne pratzelten die drei Eier auf breiten Speckscheiben. Durch den verräucherten Raum zogen so unerhört gute Gerüche, daß die Balken vor lauter Behagen leise knarrten.

Ja, es war eine hohe Zeit und eine lustige Zeit, so lustig, daß die verhärmte Mutter im Bette auch anfing zu lachen, erst leise, dann lauter und lauter wie das Klingeln von Weihnachtsglocken, bis sie am Ende ganz gesund wurde davon!

Ach, wie waren sie glücklich, die Mutter und das Kind!“ — — — — — — — — — — — —

Dora schweigt; ihre Augen leuchten, und die Augen der Kinder leuchten auch. „Weiter,“ bitten sie, „erzähle uns noch eine Geschichte von Sonnenscheinchen! Zeige uns noch einmal, wie die alte Frau mit dem Kopf wackelte!“

„So,“ macht Dora und zittert mit dem Kopfe immer nach vorn. „Aber die alte Frau ist gestorben,“ sagt Dora; „mit der Zeit war sie zu wackelig geworden.“

„Wie schade,“ bedauern die Kinder, „sie war sehr lustig, die alte Frau, unten in der Hütte am Bach und so echt! Aber erzähle uns von Sonnenscheinchen und ihrer Mutter! Klang es denn wirklich wie Weihnachtsglocken, wenn sie lachte?“

„Ja, genau so,“ sagt Dora.

„Und lachte sie vom Morgen bis zum Abend?“ fragt Kittie. „Füllte die Aehre sich immer neu mit goldenen Körnern?“

„Ach nein,“ sagt Dora, „so wunderbar war sie nicht; einmal wurde sie natürlich wieder leer!“

„Nun fange an!“ drängen die Kinder. „Du mußt nicht so lange denken; wir haben lieber, wenn es flott geht!“

Da beginnt Dora von neuem:

„Eine Zeit lang war alles eine Wonne und eine Seligkeit in der Hütte. Aber wie es mit allen irdischen Dingen geht, so ging es auch mit den Goldkörnern: sie hielten nicht ewig, und nach einiger Zeit ging ihr Vorrat zur Neige. Dazu kam, daß die alte Frau mit dem Wackelkopfe, die sich auf das Kurieren von kranken Hühnern verstand, gestorben war und Sonnenscheinchen sie nicht zu Rate ziehen konnte, als ihr schönes Federvieh erkrankte. Wie zuletzt auch der Hahn mit den echten Federn kalt und starr im Sande lag, blieb nur noch ein Goldkorn in der Aehre, und als auch dieses letzte aus den gebefreudigen Händen des Kindes in die Fäuste des Bäckers gewandert, da zog die bare Not von neuem in das arme Haus.“

„Nun wird es schön!“ sagen die Kinder. „Nun muß etwas passieren; wenn es nur recht schlimm würde!“

Dichter drängen sie sich an Dora. „Du . . . weiter!“ bitten sie.

„Ja,“ sagt Dora, „denkt nur, das Lachen, das genau so geklungen wie Weihnachtsglocken, hatte sich wieder aus der Hütte geschlichen, und die Tränen gruben von neuem tiefe Rillen in das Antlitz der Mutter.

‚Meine Mutter soll nicht weinen müssen,‘ sagte Sonnenscheinchen; ‚es ist mehr, als ich zu ertragen vermag; alle ihre Tränen fallen auf mein Herz und machen es schwer!‘

Da nahm Sonnenscheinchen von neuem den Weg in die Welt. Seine Haare waren wieder gewachsen; sie hingen goldenhell über Rücken und Schultern, und die Sonne spielte Verstecken darin; wirklich, das tat sie, so lang und dicht gelockt waren die Haare!

Wie nun das Kind so suchend und ohne Furcht vorwärtsschritt, kam es in einen Wald, der war sehr dunkel; schwarzgrüne Tannenstämme standen dicht gedrängt und versperrten dem Lichte den Weg. In der Finsternis aber, die das Kind umgab, leuchteten seine Haare und verbreiteten einen feinen Glanz. ‚Nun fangen die Leute an, recht zu haben,‘ lächelte das Kind; ‚meine Haare scheinen wie Licht; es ist gut, daß sie so hell sind!‘ Und frohgemut schritt es weiter.

Da schimmerte ein zarter Schein zwischen den düstern Tannenstämmen: eine schöne Blume stand einsam im Walde; mutterseelenallein blühte sie hinein in die Dunkelheit. Glückselig beugte sich das Kind über sie und pflückte sie. Wie erstaunte aber Sonnenscheinchen, als die Blume in seiner Hand mit feiner Stimme zu sprechen begann: ‚Wenn du tiefer in den Wald gehst, so wirst du eine Pflanze finden, die mich erlösen und dir ein unerhörtes Glück bringen kann,‘ sagte sie. ‚Aber . . .‘ setzte sie zögernd hinzu, ‚ich denke, du wirst dich fürchten, und deine Freude und meine Hoffnung werden umsonst sein!‘

‚Nein, ich fürchte mich nicht,‘ versetzte Sonnen-

Sommertag (Motiv bei Mitterndorf).

Nach dem Oelgemälde von Charles Felber, Wädensweil-Dachau.

scheinchen; ‚ich denke an meine Mutter; dann vermag ich alles!‘

Da zitterte die Blume in der Hand des Kindes heftig und sagte: ‚Komm!‘

Das schöne Leuchten vor Augen, lief Sonnenscheinchen immer tiefer in den Wald. Die Dunkelheit wurde so, daß man keinen Gegenstand mehr unterscheiden konnte, und hätte das Kind nicht die Blume und die leuchtenden Haare gehabt, so würde es sich fürwahr mehr als einmal die Stirne an den dicken Tannen blutig gestoßen haben. Immer unheimlicher wurde es in dem Walde; von tausend Stimmen pfiff und heulte es durch die Zweige, und mit tausend Armen griff es nach dem Kinde.

Nun hatte Sonnenscheinchen wohl gesagt: ‚Ich fürchte mich nicht‘; aber es ist zu begreifen, daß bei diesem entsetzlichen Gedröhne und Gestöhne doch eine Aengstlichkeit durch seine Seele zog und seine Stimme ein wenig bebte, als es fragte: ‚Sind wir noch nicht bald bei der Blume, die uns erlösen soll?‘

‚Wandre weiter und harre aus!‘ sagte das Leuchten in seiner Hand.

Endlich wurde der Wald ein wenig lichter, die Tannen standen nicht mehr so gedrängt, und ein matter Sternenschein streute sich durch ihre Zweige. Auch die gelle Vielstimmigkeit der Lüfte verhallte allgemach.

In dem Sternenlichte erblickte Sonnenscheinchen eine häßliche Staude, deren lange Blätter gleich geschliffenen Schwertern nach allen Seiten blitzten.

‚Ist es diese?‘ fragte das Kind zögernd.

‚Ja,‘ sagte die Blume dringlich und begann von neuem heftig zu zittern, ‚diese ist es!‘

Da hob Sonnenscheinchen seine Hände nach der Blume; aber seine kleinen Finger zuckten blutend und erschrocken zurück. ‚Die Staude ist gefährlich,‘ flüsterte es; ‚ihre Blätter sind scharf; sie stechen wie Lanzen und Schwerter; nie werde ich sie pflücken können!‘ Und traurig blickte das arme Kind vor sich nieder.

Die Blume in seiner Hand bewegte sich bang und schauernd hin und her: ‚Nimm das Goldgespinst deiner Haare,‘ flehte sie, ‚und wickle es um deine kleinen Hände und um die schneidenden Blätter, so wird es gelingen! Glaube mir, nie war ich der Erlösung so nahe! Ach, habe ein Erbarmen! Denke an deine Mutter!‘

‚Ich denke an sie!‘ sagte Sonnenscheinchen. Es stellte sich vor die Staude und bat: ‚Schneide mir meine Haare ab!‘

Eines der schmalen Blätter zuckte aus der Pflanze und fuhr wie ein Rasiermesser über des Kindes Kopf, und eine Minute war noch nicht vergangen, da lag das schöne Gelock am Boden. Eilig raffte Sonnenscheinchen die Haare zusammen, warf die Schimmerpracht über die Staude, wickelte dicke Lockenringel um seine Hand und griff beherzt nach der Pflanze. Und siehe, Sonnenscheinchens Haare milderten die Schärfe! Hochaufatmend riß das Kind die Staude vom Stengel. Wie es sie nun mit strahlendem Angesichte aufheben wollte vom Boden, stand auf einmal ein schöner Prinz im Walde, schöner als alles, was das arme Kind bisher gesehen, sodaß es wie geblendet schaute. Der Prinz verneigte sich in tiefer Ehrerbietung vor Sonnenscheinchen, als wäre es nicht ein schlichtes Häuslerkind, sondern eine vornehme Prinzessin von königlichem Geblüte. Alsdann berührte er mit einer lächelnden Zuversicht die lichte Blume in Sonnenscheinchens Hand, die vor Erwartung immer erregter hin- und herschwankte, und wunderbar, kaum hatte die Hand des Prinzen ihr Leuchten gestreift, als dem sanften Scheine ihrer Krone ein Mägdlein entstieg, dem Prinzen ebenbürtig an Schönheit! Dieser faßte das wunderholde Menschenbild zierreich bei den zarten Fingerspitzen und ließ sich vereint mit ihm ins Knie nieder vor dem armen Kinde: ‚Du hast uns erlöst!‘ sagte er, und ein heimliches Frohlocken läutete in seiner Stimme. ‚Wohl an die hundert Jahre warteten wir. Ach, wie sehr wir warteten, das glaubst du kaum! Wir liebten uns, Prinzessin Wunderhold und ich Prinz

Aus einem unveröffentlichten Illustrationszyklus zu Johanna Spyris Jugendschriften: Basti und Fränzeli.
Nach Farbstiftzeichnung von Meta Löwe, Zürich. 32

Edelreich; aber der böse Zauberer Giftblick wollte, daß Prinzessin Wunderhold seinen Sohn, den mißleidigen Wildwuchs, heirate. Da jedoch Wunderhold sich diesem Begehren weder fügen konnte noch wollte, so wurden wir mit schlimmem Zauberspruch verzaubert. Nur die reinste Liebe vermochte uns zu erlösen; diese aber ist so selten zu finden, daß wir an unserer Befreiung verzagten. Heil dir und Heil uns, daß diese Liebe in dir erblüht!'

Nach diesen Worten, die das verwirrte Kind nur halb verstand, erhob sich der edle Prinz, faßte seine Prinzessin wiederum ziervoll bei den Fingerspitzen und sagte zu Sonnenscheinchen: ‚Nun komm! Fortan soll keine Not mehr in eurer Hütte sein! Deine Mutter und du, ihr sollt glücklich werden euer Leben lang!'

Weil es ein durch und durch echter Prinz war, den Sonnenscheinchen erlöst hatte, so wußte er natürlich alles und auch, daß das Kind arm und welche bittere Sorge es in den Wald getrieben hatte.

Der Prinz und die Prinzessin nahmen Sonnenscheinchen in ihre Mitte und geleiteten es zu seiner Behausung.

Ach, wie erschrak da die Mutter über die vornehmen Menschen und all die Herrlichkeit, die mit ihnen in ihre arme Hütte trat! Sie wußte wirklich nicht, wo ihr der Kopf stand und ob es auch tatsächlich ihre eigenen Augen waren, die diese Glückseligkeit schauten.

Als sie sich nun ein paarmal an die Ohren und an die Stirne gefühlt und sich auch zitternd über die Brust gestrichen, um sich ihrer eigenen Leibhaftigkeit zu vergewissern, machte sie, so gut dies in einem alten, mit Laubsäcken gefüllten Bette möglich ist, einige Knixchen und sagte einmal über das andere: ‚Ach, gnädiger Herr König, ach, gnädiger Herr Kaiser, nein, aber nein, nein, aber doch!'

Die gute Frau sagte ‚Herr Kaiser', weil man von so großen Herren nie weiß, ob sie es am Ende nicht in Wirklichkeit sind, und sie wollte lieber zu viel als zu wenig tun und ihn beileibe nicht kränken oder erzürnen, sondern ihm jede Ehre geben.

Nachdem sie sich etwas beruhigt und auch glücklich einen Augenblick erwischt hatte, um sich heimlich mit dem Kissenzipfel die Nase zu putzen — denn sie hatte kein Taschentuch — wurde sie vom Prinzen Edelreich und der Prinzessin Wunderhold nach dem glänzenden Königsschlosse geführt, und Sonnenscheinchen folgte mit glückseligen blitzblanken Augen dem edeln Paare und der Mutter in die Gemächer des Palastes.

Die Leute der Königsstadt sprachen ein ganzes Jahr nichts anderes als von dem Einzug der vier in das herrliche Schloß und von der Entzauberung ihres Fürstenpaares durch Sonnenscheinchen.

Ach, es war eine hohe Zeit! Die Freude hallte mit allen Glocken über der Stadt, und Prinz Edelreich und Prinzessin Wunderhold hielten Hochzeit miteinander.

Nie sah man ein schöneres Paar als die endlich Erlösten!

Am Hochzeitstage aber ward der Mutter und ihrem Kinde, dem Sonnenscheinchen, die allerhöchste Ehre zuteil: sie saßen zur Seite der Glückseligen, und es fehlte nicht viel, so waren die Mutter und das Kind so selig wie das fürstliche Paar.

Alle Not hatte nun ein Ende; die Schüsseln, aus denen die beiden aßen, waren immer gefüllt, und die Betten, in denen sie schliefen, waren immer gemacht. Die Kissen darin waren mit den allerweichsten Daunen vollgestopft. Aber weil die gute Mutter in ihrer Einfachheit sich genierte, auf Seide zu schlafen, so hatte man nach ihrem Wunsche die Kissen mit rotgewürfeltem Bettzeug bezogen. Man kann es getrost glauben, daß die gute Frau meinte, sie liege auf den Betten des Paradieses, wenn sie sich auf die rotgewürfelten Kissen legte.

Stand einmal eine kleine Wolke am Himmel und schaute neugierig in ihr Fenster, zu sehen, wie es der alten Frau erginge, flugs schickte der König seinen besten Kammerdiener; der mußte eine Leiter an den Himmel setzen, eilfertig die Sprossen hinaufklettern und das Wölkchen zusammenraffen. Dies besorgte er mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit; er packte das Wölkchen behende am Zipfel, machte mit flinken Händen ein kleines Paket daraus und warf es in das Meer, da, wo es am tiefsten ist. Der gute König Edelreich duldete absolut nicht, daß ein Wölkchen am Himmel der Mutter stand, durch deren Kind er und seine schöne Königin Wunderhold entzaubert wurden . . ."

Dora schweigt.

Die Kinder atmen auf.

„Passiert nichts weiter?" fragt Kittie begierig. „Ist das alles? Kommt nicht vielleicht eine dicke häßliche Kröte, die alle Herrlichkeit auf einmal wieder wegnimmt? Geraten sie nicht von neuem ins Elend und sterben alsdann vielleicht am Hungertyphus?"

„Ach nein," sagt Dora, „von alledem ereignete sich für diesmal nichts! Der König ließ die Häßlichkeiten des Lebens, als da sind, die hexenkundigen Kröten, die Armut mit den hohlen Augen und den knochenklappernden Hungertyphus gar nicht in das schöne Schloß, und so sind die Mutter und das Kind nach mancherlei Irrsal glücklich geborgen, und es ist nicht vorauszusehen, daß ihre Heiterkeit auf irgend eine Weise gestört werden könnte."

„Und Sonnenscheinchen?" fragen die Kinder. „Du mußt uns noch besonders sagen, was aus ihr wird: es interessiert uns!"

Träumerisch beschaut Dora die Innenfläche ihrer Hand, als wäre dort zu lesen, was aus Sonnenscheinchen wird; langsam dreht sie an dem schmalen Goldreif mit dem kleinen funkelnden Stein, der ihren Finger schmückt:

„Sonnenscheinchen," sagt sie leise, „wurde eine schöne Jungfrau, und ihr Haar hing wieder in solcher Pracht und Herrlichkeit über Schultern und Rücken, daß die Leute vor Bewunderung stehen blieben und zueinander sagten: Seht, die Sonne scheint in ihren Haaren! Seht, die Sonne lacht in ihren Augen!"

„Kommt denn kein Prinz?" fragen die Kinder. „Ach, Fräulein Dora, erzähle uns von einem schönen Prinzen, der Sonnenscheinchen freit!"

„Heute weiß ich wirklich noch nicht, ob ein Prinz kommt," wehrt Dora; „vielleicht weiß ich es morgen; das gibt dann eine neue Geschichte!"

* * *

Mary, Dora und die Kinder sitzen bei Tisch und essen Hammelbraten mit Pfeffermünzsauce und Gurkensalat.

Dies ist das Mittagessen, das sie in Southport fast jeden Mittag, einmal in warmer, einmal in kalter Auflage haben, weil es Lilli am wenigsten Mühe macht.

Dora schneidet für die Kleinen das Fleisch und schiebt Teddy den Teller hin. Da poltert es über den Hausflur.

„Halloh, Papa!" rufen die Kinder und wissen nicht recht, ob sie von ihren Stühlen hinunterstreben oder sitzenbleiben sollen; denn ist er betrunken, so ist der Willkomm gefährlich.

Die Kinder werden sehr bald aus ihrer Unschlüssigkeit gerissen und ducken scheu die Köpfe; Fred Hellings reißt die Türe auf und stolpert in das Zimmer.

Er ist fürs erste in einer Laune, die ihn über alles nörgeln läßt. Nichts ist ihm recht. Obwohl ein sonnigwarmer Sommertag über Land und Meer blaut, so friert er und schreit herrisch, indem er sich schwer in einen Lehnstuhl fallen läßt: „Lilli, Feuer einlegen! Es ist saumäßig kalt in diesem Loch!"

Lilli schichtet in ihrer flinken Weise die Holzscheite übereinander, und bald prasselt die Flamme und leckt zum Kamin hinein. „Limonade her!" befiehlt Mister Hellings.

Lilli bringt einen großen Krug; Hellings setzt ihn an die Lippen und leert ihn, ohne abzusetzen.

Darauf dehnt er sich behaglicher in dem bequemen Stuhle zurecht, und seine Stimme klingt trotz der groben Worte milder, als er sagt: „Nun will ich starken Kaffee haben; aber wehe euch, wenn er nicht gut ist, verdammtes Pack! Das ganze Haus voller Weiber und in der Regel mißlungene Sachen!"

„Sorge, daß er ihn bekommt," sagt Mary dringlich zu Dora; „du kannst es am besten!"

Dora steht auf.

Hellings langt mit ausgestrecktem Arme nach ihr; wie sie geschickt ausbiegt, greift er über den Tisch nach einem Glase und zerschellt es. Die Scherben fliegen.

Baby fängt kläglich an zu schreien; ein Splitter hat sie am Händchen getroffen.

Wütend springt Hellings empor und hebt die Hand zum Schlag.

Blitzschnell stellt Dora sich vor das Kind, nimmt es auf den Arm und eilt in die Küche. Sie gibt Lilli die Weisung, auch Teddy und Kittie zu holen, und sagt mit einer unterdrückten Stimme, in welcher der Zorn bebt: „Ich will sie ins Schlafzimmer bringen; da tut ihnen niemand etwas!"

Verschüchtert kauern die Kinder sich auf das breite Fensterbrett im Schlafzimmer und wispern miteinander. „Ich möchte, er hätte uns hier in Ruhe gelassen," sagt Teddy; „das Scheusal, der Menschenfresser!"

Dora geht in die Küche, den Kaffee zu brauen. Sie macht ihn sehr stark: Gifte können nur durch Gegengifte entfernt werden; vielleicht wird er nüchterner, wenn er diese Mischung trinkt!

Ein heißes Glühen auf dem schönen Gesicht trägt sie das Getränk hinein.

Fred Hellings schaut sie mit verliebten Augen an: „Sie sind entzückend," lallt er, „Dora, Sie sind ein verdammt süßer, kleiner Schäker! Ihre Augen sind Diamanten; ja, ja, ich möchte diese Diamanten küssen, Fräulein Dora!"

Er will sich erheben, sinkt aber schwerfällig auf die weichen Polster zurück und unterläßt klugerweise einen zweiten Versuch sich aufzurichten.

Dora setzt ruhig den Kaffee nieder; ihre Hand bebt nicht, als sie eine Tasse zurechtmacht.

Was gehen sie die Worte von Fred Hellings an? Ihretwegen kann er unbesorgt eine Liebeserklärung in Dithyramben loslassen; sie ist völlig unempfindlich dagegen geworden. Nachgerade hat sie gelernt, dies blöde Liebeslallen wie eine Krankheit zu betrachten, deren unangenehme Erscheinungen man wohl oder übel ertragen muß. Der eine Mensch hat dieses Leiden, der andere jenes. Und wahrlich, im gezwungenen Zusammenleben ist Unduldsamkeit am allerwenigsten am Platze! So überreicht Dora Brand mit gelassener Miene Fred Hellings die Tasse und zuckt nicht mit den Wimpern dabei.

Da schrillt die Hausglocke, und in der Vorhalle tönt es von vielen Tritten. „Das werden meine Freunde sein!" sagt Fred Hellings. „Sorge für Whisky, Mary! Dein Vetter Harry ist auch dabei; ich traf die Gesellschaft auf der Straße; es sind gute Jungen ... Sie sollen heute bei mir sein ... Man soll sie bedienen wie Fürsten!"

Ueber Marys Gesicht zieht Freude; die Abwechslung ist ihr erwünscht.

„Hole die Gläser, Dora, und sage Lilli, daß sie Sodawasser bringt!" Eilfertig tupft sie an ihren Löckchen und fährt sich mit dem Taschentuch über das Gesicht.

Rasch verschwindet Dora durch eine Nebentür. Ein lautes Begrüßen und Lachen schallt hinter ihr drein; Lilli hat die Herren in das Wohnzimmer geführt.

Dora steht zaudernd in der Küche. Soll sie zurück in diese laute Ungeniertheit? Sie mag nicht; es ist ihr widerwärtig; was sie als bitteres Muß gelernt hat, bei Fred Hellings in den Kauf zu nehmen, kann sie bei andern nicht ertragen. Unschlüssig blickt sie auf die Gläser, die auf dem Servierbrette in ihrer Hand leise aneinanderklirren.

Da reißt Mary die Türe auf: „Nun, kommst du bald? Wir warten. Um Himmels willen, Mädchen, mache nicht wieder dein Kirchengesicht! Die Herren sind in fidelster Stimmung; es kann lustig werden! Denke, Doktor Harden ist auch dabei, und ich bin nicht ganz klug geworden, ob Harry ihn mitgebracht oder ob er sich nochmals nach Vivian erkundigen will: Tatsache ist, daß er da ... Und nun träume nicht länger und komm!"

Da folgt Dora.

Die Herren stehen in Gruppen herum. Vertraute Worte begrüßen Mary; neugierige Augen streifen ihre Begleiterin. Dora schießt das Blut in die Wangen; sie beißt sich auf die Lippen. Ah, wie sie diese Blicke haßt! Das sind die Blicke, die den Körper entkleiden und seine Nacktheit sehen wollen!

„Meine Freundin!" stellt Mary Hellings vor. „Sie ist eine Deutsche!"

Stolzer reckt Dora die jungen Glieder und stellt die Gläser auf den Tisch. Ein dunkler Blick fliegt zur Türe; sie möchte den Raum verlassen.

Da löst sich aus der Ecke des Zimmers, wo das Sofa steht, eine Gestalt und verneigt sich mit ruhiger Höflichkeit vor dem Mädchen. John Harden streckt Dora die Hand entgegen und sagt auf deutsch zu ihr: „Ich

freue mich, unsere Bekanntschaft zu erneuern! An jenem Morgen habe ich gar nicht erfahren, daß Sie eine Deutsche sind; da darf ich Sie ja als halbe Landsmännin begrüßen: meine Mutter war aus Bonn!"

Nun weht die Freude auf einmal mit hellen Fahnen über Doras Gesicht. Ach, das Frohlocken jubelt mit allen Glocken, wenn wir in der Fremde urplötzlich die Sprache der Heimat hören, das Frohlocken tönt Seelen zusammen, die sich vordem fremd waren, und gibt ihnen eine seltsame Vertrautheit, weil sie nun auf einmal wissen, daß sie sich inniger verstehen können als vordem und besser als alle die übrigen, die mit ihnen sind im Raume.

Mit warmem Ausdruck reicht Dora John Harden die Hand: „So kennen Sie Bonn, so kennen Sie den Rhein?" fragt sie begierig.

„Als meine Eltern noch lebten, waren wir fast in jedem Jahre dort, meistens in Godesberg; meine Mutter hatte eine besondere Vorliebe für diesen grünen Winkel. ... Ich habe auch ein Jahr in Bonn studiert. Der Rhein und seine Romantik woben ihren Zauber um meine Jugend!"

Immer festlicher leuchten Doras Augen: „Es ist schön, daß Ihnen alle die Orte vertraut sind, die ich kenne! Natürlich sind Sie auch im Garten der Lindenwirtin gewesen und waren auf der Godesburg und dem Drachenfels! Sind Sie zu Esel hinaufgeritten?"

„Selbstverständlich," lacht Harden, „dieses zweifelhafte Vergnügen muß man doch auch einmal miterlebt haben! Ich hatte ein sehr bockbeiniges Tier, jeden zweiten Schritt wollte es anders als ich; aber dafür hörte es auf den poetischen Namen Flora!"

„Das ist freilich ein mildernder Umstand," sagt Dora. „Mein Esel hieß Flipp; was den Eigensinn anbelangt, bildete er ein würdiges Gegenstück zu Ihrer Flora!"

Mary mischt sich in die Unterhaltung: „Nun hast du endlich dein Fahrwasser gefunden," neckt sie; „sprecht einer Rheinländerin vom Rheine, und ihre eingerostete Schweigsamkeit fängt an, beredt zu werden!"

Die Herren lachen über die halb spöttischen Worte, John Harden aber schaut erstaunt, und als Mary jetzt die Arme um Dora schlingt und eine leichte übermütige Drehung mit ihr vollführt, bei der sie ein wenig aufreizend und ein wenig frivol auf die lachenden Herren blickt, macht John Harden einige Schritte zurück und bleibt mit einem leisen verwunderten Kopfschütteln im Hintergrund stehen.

Da sieht ihn Fred Hellings an und lallt: „In meiner Gegenwart soll nicht deutsch gesprochen werden; ich will alles verstehen können, was in meinem Hause geredet wird, hören Sie, Doktor, alles!"

Eine versteckte Drohung der Eifersucht zürnt in den Worten, die John Harden jedoch vollkommen überhört.

Verliebter ruhen Fred Hellings' Blicke auf Dora, heißer überflackern die Augen der Männer die beiden Frauen. Da löst Dora Marys Arm von ihrer Taille und raunt gequält: „Laß dies, ich mag es nicht! Siehst du nicht, wie sie schauen!"

„Puh, wie spröde!" lacht einer der Herren. Begehrlich blicken seine Augen auf den schlanken rosigen Halsansatz, der sich in edler Linie mit der Wange verbindet. Wahrscheinlich zur Erhöhung seines Mutes gießt er einen Whisky hinunter und nähert sich Dora.

„Ich habe die deutschen Mädchen gern, Fräulein Brand! Sie tun nur so spröde, ich spreche aus Erfahrung; im Grunde mögen sie es wohl leiden, wenn man sie küßt!" Er macht eine Bewegung, den Arm um Doras Hüften zu legen. „Probieren Sie meine Küsse, Fräulein Brand; man munkelt, daß sie gut schmecken; wahrhaftig, das tut man!"

Mit todblaßem Gesichte steht Dora inmitten der Männer; wie ihre Augen flammen, wie ihre Pulse beben!

„Nimm dich in acht bei der!" warnt Fred Hellings lachend. „Diese da hat Dornen, sie sticht!"

Aus einem unveröffentlichten Illustrationszyklus zu Johanna Spyris Jugendschriften: Heidi und der Geißenpeter.
Nach Farbstiftzeichnung von Meta Löwe, Zürich.

Er belacht seinen Witz, und die andern stimmen ein.

Ist denn da keiner, der diesen trunkenen Männern mit der harten Faust ins Gesicht schlägt, damit ihre Augen Funken sprühen, sodaß sie zurücktaumeln vor dem Feuer, das ihnen die Entrüstung aus dem eigenen Wesen schlägt? Warum drängt sich der schweigsame Mann dort in der Ecke nicht zwischen die Begehrlichen? Er hat doch ernste Augen! Meinte man nicht, die Güte und die Hilfe ständen darin? Warum hat er keine starke Hand? Warum bleibt er mit so gespannter Forschung an seinem Platze? Empört es ihn denn nicht, wenn ein wehrloses Weib belästigt wird?

Dies ist doch keine Theatervorstellung, die einem für bezahltes Geld die bange Erwartung über den Rücken rieseln lassen soll! Dies ist doch Leben, brutales Leben, und die da steht, ist fremd in der Fremde, ein Mädchen mit jungen Augen!

Aber da ist niemand, der verteidigt. Nur lüsterner glimmern die Augen; nur gespannter schauen sie auf die Finger, die das Mädchen häßlich umgreifen wollen!

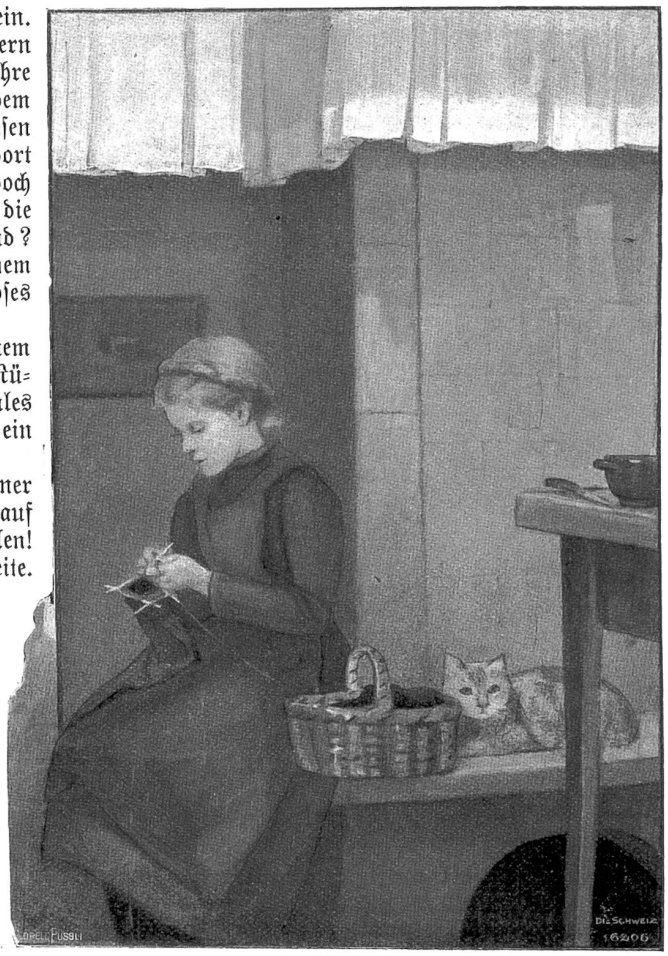
Da wirft Dora Brand des Mannes Arm beiseite. Wie sie verachtend ausschaut, wie das hart klingt, als ob man Stahl zersplittern will, als sie nun spricht: „Niemand soll es wagen, mich anzurühren, niemand!"

Diese Stimme ist so, daß die Männer unwillkürlich einhalten mit ihrem Lachen und der allzu Kühne seine Hand sinken läßt, als habe ein Schlag sie getroffen.

Stumm gibt man Dora den Weg frei; unbehelligt verläßt sie den Raum.

Atmet da der Mann in der dunkeln Zimmerecke nicht auf, als würde eine Last von ihm genommen? Ach, diese dort mit den jungen Augen ist stark, um diese muß man nicht bange sein; das ist unverdorbene Kraft, die sich selber zu schützen vermag!

(Fortsetzung folgt).



Aus einem unveröffentlichten Illustrationszyklus zu Johanna Spyris Jugendschriften: Wiseli. Nach Farbstiftzeichnung von Meta Löwe, Zürich.

Däumlieschen.

Nachdruck verboten.

Von Karin Michaelis. — Aus dem unveröffentlichten Manuskript übersetzt von †Wilhelm Thal.

I. Ihre Eltern.

Sie hießen Peter und Lilly und waren die glücklichsten Leute, solange es dauerte. Sie lachten mehr in einer Woche als andere, gewöhnliche Menschen in einem Jahr, und wenn das eine einmal vor Zahnschmerzen weinte, so weinte das andere mit. Beständig machten sie mutwillige tolle Streiche miteinander, sodaß der Gutsinspektor den Kopf schüttelte und sagte: „Das geht — Gott helfe mir — nie gut!"

Aber das ging — Gott half ihm — immer gut, und das kam im Grunde daher, weil der Gutsinspektor den Hof auch ohne Peters Hilfe zu leiten verstand.

Peter und Lilly hatten beide Respekt vor ihm; er war der einzige in der Welt, vor dem sie den hatten, und wenn sie sich etwas recht Schönes wünschten, dann zogen sie immer mit einem Strohhalm „Kurz oder lang?" wer ihn darum bitten sollte; aber das endete stets damit, daß sie beide gemeinschaftlich baten. Und sie bekamen auch, was sie sich erbaten, aber eine Moralpredigt obendrein.

Wenn die Moralpredigt allzu unangenehm war, schüttelte sich Lilly hinterher und schimpfte über den alten „Aufpasser", wie sie ihn getauft hatte.

Niemand hätte sie für zwei erwachsene Menschen gehalten, wenn er sah, was sie für ein verrücktes Leben führten. Bis spät in die Nacht flüsterten und tuschelten sie miteinander und schliefen darauf bis tief in den Tag hinein. „Aber wir können ja mit allem, was uns gehört, machen, was wir wollen: wollen wir den Hof abbrennen, dann brennen wir ihn ab, wollen wir den Wald fällen lassen, dann lassen wir ihn fällen, und wollen wir Erdbeeren und Stachelbeeren auf allen Feldern pflanzen, dann tun wir es! Wir beide sind hier König und Königin, nicht wahr, Peter? Und wird ‚Aufpasser' ärgerlich, dann necken wir ihn zu Tode oder streuen ihm Juckpulver in sein Essen!"

Obwohl sie schon zwei oder drei Jahre verheiratet waren, hielten sie doch noch immer heimliche Stelldichein im Park oder im großen Walde ab und schrieben Briefe aneinander und was dergleichen Dinge mehr sind. Es lebte nicht ein Funken Ernst in ihnen; sie bestanden aus lauter Jugend, Mutwillen und Fröhlichkeit.

Die andern Gutsbesitzerfamilien sagten von Peter und Lilly: „Die beiden sind ja verrückt!" Und man ärgerte sich darüber, daß zwei so unreife Grünschnäbel sich verheiratet hatten. Peter war damals erst zweiundzwanzig und Lilly siebzehn. Und es wäre auch wohl nicht geschehen, hätten sie nicht so allein in der Welt dagestanden ohne nähere Verwandte. Mit dem Aerger aber war es nicht so schlimm. Alle verhätschelten sie. Ein jedes Fest bekam Glanz und Freude, das sie mitmachten, und fast nie erschienen sie wie andere Menschen